



Abend.

Zeitung.

78.

Freitag, am 1. April 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redakteur: K. G. Th. Winkler (Th. Sell).

Der Brand von Moskau und der Ueber-
gang über die Berezina.

Es ist in der Natur begründet, daß alle Schilderungen, welche auf das in seiner Erscheinung wie in seinen Folgen so welthistorisch wichtige und in der neuern Geschichte einzig dastehende Ereigniß des Brandes von Moskau Bezug haben, das Interesse des Lesers fortwährend und in jeder Gestalt in Anspruch nehmen. Um so mehr dürfen wir hoffen, daß die nachfolgenden Züge aus diesem Schauergemälde, welche von einer Dame herrühren, die dabei selbst wesentlich theilhaftig war, und eben so unbefangen als mit ächt weiblicher Sorgfalt im Detail zu malen versteht, ein Interesse finden werden, das im Fortgange sich nur zu steigern erwarten darf. Wir entlehnen diese Schilderung den Erinnerungen der Schauspielerin und Sängerin Louise Fusit, welche noch am frühesten Morgen des Jahres 1812 aus einer fröhlichen Gesellschaft heimkehrend, in ihr Tagebuch schrieb: „Warum beschäftigt mich denn der Antritt dieses Jahres 1812 mehr als alle vorhergehenden es thaten? Warum fühlte ich das Bedürfniß, es in reiner Erinnerung festzuhalten? Ach! es läßt sich wenig auf die Dauer eines Glücks rechnen! Wir wollen 1813 sehen!“ Und am Schlusse dieses Jahres lebten die meisten von denen, womit sie es so fröhlich begonnen hatte, nicht mehr!

Ich hatte auf einige Monate eine Reise gemacht und fand Moskau, als ich zurückkam, in großer Bewegung; besonders die Fremden sehr in Unruhe. Die Einnahme von Smolensk trug nicht dazu bei, die Gemüther zu beruhigen. Der ganze Adel reisete ab und nahm die Schätze des Kremel und die im Findelhause niedergelegten Reichthümer mit fort. Es gab einen ununterbrochenen Zug von Wagen, Packwagen, Meublen, Gemälden, Gegenständen aller Art. Die Stadt war schon einsam und so wie die französische Armee vorrückte, wurde die Auswanderung zahlreicher. Da ich zu Stuttgart im Württembergischen geboren war, hoffte ich durch Vermittelung der Kaiserin Mutter, die auch von dort her, einen Paß nach Petersburg zu erhalten. Aber man schlug mir ihn, trotz der Empfehlung des Grafen Markoff, ehemaligen russischen Gesandten in Paris, ab. Obgleich schon seit einiger Zeit auf dem kaiserlichen Theater zu Moskau nicht mehr gespielt ward, so konnte sich doch kein dort angestellter Künstler ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kammerherrn entfernen, weil man ohne diese keine Postpferde erhielt.

Da man Mangel an Lebensmitteln fürchtete, so versah sich Jeder mit Borräthen. Die Besorgniß ward bald allgemein, denn man sprach davon, sich unter den Ruinen der Stadt zu begraben. Man zog sich in die entfernteren Stadtviertel zurück, und bei der außerordentlichen Größe der Stadt rechnete man darauf, daß der Theil, durch welchen die Franzosen hereinkamen, zuerst und wohl allein angezündet werden dürfte. Man

Konnte es sich nicht als möglich denken, daß diese unermessliche Stadt ganz aufgeopfert werden könne und floh daher nur aus den Stadttheilen, in denen sich hölzerne Häuser befanden. Alle diese steinernen, mit Ziegeln gedeckten Paläste konnten nicht brennen, und so flüchtete man sich vorzugsweise gern darein.

Ich hatte meine Wohnung verlassen, um mich einer Künstlerfamilie anzuschließen, die in einem gewaltigen Palaste wohnte, der dem Fürsten Galizin zugehörig und in der Bosma gelegen war, einem sehr soliden und dem, wodurch die Armee hereinziehen sollte, gerade entgegengesetzten Viertel. Der Gatte meiner Freundin, Herr Bendramini, hatte von dem Prinzen den Auftrag erhalten, seine köstliche Gemälde-Galerie in Kupfer zu stechen. Er bewohnte mit den Seinen einen kleinen Flügel des Palastes, der nach einem großen Garten zulag, gleich geeignet uns zu verbergen, wenn der Pöbel es bis zu Erzeß triebe, und uns bei Feuerzugefahr zu retten.

Außer mehreren Gewächshäusern, wo man vor allen Nachforschungen sicher war, hatten wir auch noch das Palais, das für sich allein eine ganze Seite der Straße einnahm und das des Fürsten Alexander Kurakin auf der anderen Seite, in das wir uns auch flüchten konnten. Diese Paläste waren von ihren Eigenthümern verlassen.

Wir hielten uns also für so sicher wie in einer unüberwindlichen Festung und dachten nur daran, uns mit dem Nothwendigsten zu versorgen. Ich ließ einen Theil meiner Sachen dahin schaffen und verließ thörigterweise ein Haus das unberührt blieb, um mich in ein anderes zu flüchten, das eine Beute der Flammen ward. Aber ich war nicht die einzige so übelberathene!

Als ich durch die Stadt ging, um zu meinen Freunden in der Bosma zu gelangen, fand ich die Straßen verlassen, und kaum daß man einigen Personen der gemeinsten Art darauf begegnete. So ging ich eine Zeit lang weiter, als ich auf einmal in der Ferne einen traurigen Gesang vernahm und sich dann auf einmal das seltsamste und ergreifendste Schauspiel meinen Blicken darbot. Eine zahllose Menschenmenge, welcher Priester in ihren kirchlichen Gewändern vorangingen und Heiligenbilder trugen. Männer, Frauen und Kinder, Alles weinte und sang Kirchenlieder. Der Anblick einer Einwohner-schaar die ihre Stadt verläßt und ihre Penaten mit sich nimmt, war herzzerreißend. Ich warf mich auf die Kniee und fing an zu beten und zu weinen wie sie. So kam ich noch ganz zerknirscht von dieser Scene bei meinen Freunden an.

Acht bis zehn Tage lang blieben wir ganz ruhig. Aber gegen Ende August's, nach russischer Zeitrechnung, meldete man uns, daß die Armee sich näherte.

Wir stiegen alle Augenblicke mit Fernröhren auf den Giebel des Hauses und sahen da von weitem das Feuer der Bivouacs. Unsere Diensteute kamen ganz erschreckt in unsere Zimmer und sagten, die Polizei habe an alle Hausthüren geklopft, um die Hausbewohner zu veranlassen, sich fort zu begeben, da man die Stadt anzünden werde. Auch habe man die Spritzen weggenommen. Wir wollen auch nicht hier bleiben, setzten sie dann hinzu, und in der That erfuhren wir nur zu bald die Ausführung ihres Vorsages.

Mit Ausnahme einer schwangern Magd, welche uns das Brod buck und sich betrunken hatte, um die Furcht zu verschrecken, befanden wir uns ohne alle Bedienung. Doch ward uns diese Frau in der Folge sehr nützlich. Da meine Gesellschafterin sehr ängstlich war, legte ich mich die ganze Nacht über nicht schlafen. Ich wagte es nicht, ihr meine Betrachtungen mitzutheilen, denn ich fürchtete, sie möchte Nervenzufälle bekommen. Unsere Wohnung lag ganz isolirt, und von Zeit zu Zeit hörte ich Trunkene welche fluchten und schworen. Auch den Tag brachten wir in großer Unruhe zu, denn wir hatten gehört, man plündere die Schenkstuben. In der folgenden Nacht schien der Lärm noch stärker zu werden und ich hörte deutlich Fransouski schreien. Jeden Augenblick erwartete ich, daß man unsere Thüre einschlage. —

So brachten wir zwei Nächte in der furchtbarsten Angst zu und die dritte begann schon ohne Veränderung in unserer Lage, denn wir wußten nicht, was im Innern der Stadt vorging. Da ich krank und matt war, warf ich mich frühzeitig auf mein Bett und meine Freunde stiegen auf das Dach des Hauses, wie an den vorhergehenden Tagen. Plötzlich eilte Madame Bendramini wieder herab und rief mir zu: „Kommen Sie geschwind, um das Meteor am Himmel zu sehen! Es ist was ganz Sonderbares, man sollte glauben, es sey ein flammendes Schwert. Das deutet auf Unglück!“

Da ich diese Dame als sehr abergläubisch kannte, wollte ich mich erst nicht stören lassen. Sie zog mich aber mit sich fort und ich erblickte allerdings etwas ganz Außerordentliches. Wir sprachen darüber ohne es begreifen zu können und schliefen endlich ein. Um 6 Uhr klopfte man mehreremal an unsere Hausthüre. Ich eilte in das Zimmer meiner Freunde. „Jetzt sind wir verloren,“ rief ich, „man schlägt die Thür ein!“ Ich hörte unterdeß den Herrn des Hauses bei seinen

Namen rufen. Wir sahen durch eine Spalte des Fensterladens und erblickten Jemand von unserer Bekanntschaft. Es war Herr v. Lauriac, ein Emigrirter, ehemaliger Offizier von des Königs Regimente. „Ach Du mein Gott!“ rief er mir zu, „man mordet in dem nächsten Viertel, gebt mir hier Schutz!“

(Fortsetzung folgt.)

B a u s t ü c k e.

Wien

J. P. Lysler.

Die Zeitschrift „Rosen“ bringt einen gutgeschriebenen Artikel über den unverschämten Betrug, welchen ein Pariser Dichter dem Komponisten Lachner gespielt, indem er die ihm verkaufte Oper nochmals an Halevy unter anderem Titel verkauft habe. Die „Rosen“ haben ganz recht, wenn sie sagen, Herr Lachner habe es um die deutschen Dichter verdient, von einem Pariser Dichter so betrogen zu werden, und er könne von den deutschen Schriftstellern gar nicht erwarten und fordern: sie sollten ihm in seiner Angelegenheit gegen den Franzosen beistehen.

Wahr ist es aber auch: daß sich ungern noch ein guter deutscher Dichter dazu hergiebt, einen Operntext zu schreiben, denn ganz abgesehen davon, daß die deutschen Komponisten mit ihren Anforderungen, Bedenklichkeiten und der Sucht zu verändern, zu streichen und von fremder Hand hinzuzufügen zu lassen, einen ächten Dichter zur Verzweiflung bringen müssen; so frage ich: „Was hat am Ende der deutsche Operndichter für Dank von dem Publikum und der Kritik zu erwarten?“ Frage nur Einer den greisen Dichter des Freischütz, den wackern Kind, wie man ihm mitgespielt hat — frage man nur die Dichterin der Euryanthe. — Weber hatte seine Freude an der gelungenen Uebersetzung des Oberon, die die ungeheure Aufgabe löste: sich der Musik so anzuschmiegen, als habe Weber die Oper deutsch komponirt — wie dankte es die deutsche Kritik dem deutschen Uebersetzer? — wegen zwei, drei Härten in den Versen, welche nicht zu vermeiden waren, wenn die Noten nicht geändert werden sollten, worauf sie fielen — (was Weber nie zugeben wollte), — wurde die ganze Uebersetzung verworfen — und wie ist es erst kürzlich den Dichtern der Reiziger'schen Oper, „Adele de Foix,“ ergangen? Die Oper ist — leider! — bis jetzt nur in Dresden aufgeführt worden! — Aber wie ging es — da man

der Musik endlich nichts anhaben konnte — in den Leipziger Blättern über das in seiner Art gewiß verdienstliche Textbuch her! —? — Ich halte mich für keinen ausgezeichneten Dichter, aber einen Operntext würde ich unter keiner Bedingung mehr schreiben! Dieses Geschäft ist für einen Deutschen eben so undankbar als es für einen Franzosen dankbar ist.

Goethe's ältester Enkel, Walther v. Goethe, lebt gegenwärtig in Wien. Er hat sich der Musik gewidmet, fühlt sich aber nichts weniger als zufrieden, da er die Aufnahme, welche seine erste Oper in Weimar fand, noch nicht verwinden kann und man ungerecht genug gewesen ist, eine spätere, gediegenere Arbeit von ihm nicht zur Aufführung anzunehmen.

Mir sagte ein lieber, als Künstler eines europäischen Rufs genießender Freund: „Walther besitzt das Zeug, um das Tüchtigste in unserer Kunst leisten zu können, Er muß sich nur noch durch jene Periode durcharbeiten, durch die wir Alle müssen, ehe wir über uns in's Klare kommen können!“ Also durch! — durch! —

Goethe lebt in Wien sehr eingezogen, kann aber bei aller Verdrießlichkeit jenen ergötlichen Humor nicht verläugnen, welchen er von seinem Großvater erbte! Einer Freundin sagte er vor Kurzem: „Ich habe an meinem berühmten Namen zu schleppen und wollte lieber Herr v. Rummeltürk als Herr v. Goethe heißen! Da verlangen die Leute: ich soll reden wie der Großvater und komponiren wie Mozart und weil ich Beides nicht kann, so halten sie mich für einen dummen, talentlosen Menschen! Da gehe ich nirgends mehr hin!“ Zum Glück bedarf Goethe der Menschen zu seinem Fortkommen weniger, als tausend andere Künstler! Er kann in Wien, gleich Beethoven, in dem regen Leben der Kaiserstadt, in der herrlichen sie umgebenden Natur volle Anregung für seine Kunst finden und braucht sich um die Wiener so wenig zu bekümmern, als sie sich um ihn. Verbringt er seine Zurückgezogenheit nur nicht unthätig, so wird sie ihm und uns gewiß noch schöne Früchte bringen.

Fromme Betrüger.

Desters hört man das Wort: „Ein frommer Betrüger!“ — Wer ist's denn? Der, der aus Frömmigkeit trügt? Oder, des Frömmigkeit trügt?

R. v. Groscreutz.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Wien.

Im Jänner 1842.

Karnevalistisches. — In welche Farben soll ich meine Feder tauchen, um Ihnen die Karnevalsfreuden des ewig fröhlichen Wien zu schildern? Sie ahnen gewiß nicht, daß es mehr als der gewöhnlichen Gewandtheit eines schlichten Berichterstatters bedarf, um Ihnen mit Lebendigkeit, Treue und Wahrheit unsere saturnalischen Zustände zu entwickeln und darzustellen, und es dürfte Ihnen vielleicht übertrieben vorkommen, wenn ich behauptete, daß es nur mittelst einer *laterna magica* möglich wäre, ein phantasmagorisches Bild unseres Karnevals zu geben. Vielleicht ist aber eben diese Versicherung genügend, ein *Non plus ultra* der hiesigen Bacchanalien zu bezeichnen und Ihrer Phantasie einen Spielraum für alle möglichen Kombinationen der raffiniertesten Ball- und Maskenlust, der üppigsten Tafelfreuden und des überschwenglichsten Jubilirens des Konversationslebens überhaupt und seiner verführerischsten Situationen zu eröffnen. Das allbekannte Sprüchwort: „Der Himmel hängt voller Geigen,“ ist hier ganz und gar an seinem Orte; obgleich nur eigentlich an Hochzeitstagen gebräuchlich, ist es doch eine sehr charakteristische Devise unseres jetzigen Lebens und Treibens, das nicht bunter und toller seyn könnte an einem Hochzeitstage, ja, das ein großer, bunter und toller Hochzeitstag selbst ist vom Anfange bis zum Ende ein jubilirender Triumphzug Hymens und des Bacchus mit zahllosen Amoretten im Gefolge, tändelnd und kosend mit den rosigen, festlich bekränzten Horen. Daß es mitten unter den Mänaden und der glänzenden Suite des Dionysos auch nicht an Faunen und dem häßlichen Silen fehlt, versteht sich von selbst, denn unsere Erde ist leider zur Zeit noch so wenig die hohe olympische Götterhalle, wo Hebe und Ganymed ausschließlich den reinen Nektar des ewigen Wonnelbens kredenzen, daß man sich nicht wundern darf, wenn selbst der begeistertste Dichter durch den glänzendsten Nimbus mitten hindurch zuweilen den Styx erblickt und aus dem Wahne gerissen wird, einer der hohen Himmlischen zu seyn. — Sehr treffend bezeichnete kürzlich in einem besonderen Aufsatze ein fremder Zeuge des Wiener Karnevals (Julius Krebs) meine hiesigen Mitbürger als die ersten Deutschen im Punkte der Ballphantasien, und wahrlich, darin haben die Wiener seit jeher etwas Großes geleistet. Wie gesagt, würde eine Chronik der hiesigen Faschingsereignisse keine geringe Aufgabe für eine schriftstellerische Feder seyn, denn sie hätte die schönen Tage von Aranjuez zu schildern und obendrein etwas von den königlichen Amusements der französischen Ludwige mit auszumalen, ungerechnet das Zauber-, Feen- und Märchenhafte, wovon Sinne und Phantasie umstrickt werden, wenn Wein, Gesang und Liebe ihren mächtigen Herrscherstab schwingen und der unwiderstehliche Tanzeswahnsinn die Menschengeschlechter ergreift. Haben Sie schon von der Allgewalt der Zaubernamen Strauß und Lanner, Sperl und Birne gehört? Gehört wohl, aber noch nicht empfunden, und letzteres muß man haben, um den Grad der hiesigen Karnevalslust nur einigermaßen zu begreifen. Ja, lieber Freund, ich möchte Ihnen zurufen: „Laß Dich von Strauß oder Lanner nur bei einem Haare fassen, und Du bist sein für immer!“ Das erfahren die Wiener Tag für Tag immer aufs Neue und nehmen sich d'rum auch keine Mühe mehr, diesen Mächten zu entrinnen.

Lanner und Strauß, die Walzerheroen, die Walzerkönige, und wie das enthusiastische Publikum sie sonst

noch zu nennen pflegt, ohne sie läßt sich kaum mehr Wien denken — wie es tanzt und singt, ißt und trinkt. — Hervorgegangen aus den Urelementen des Wiener Lebens, wirken sie auch wieder homogen und charakteristisch auf dasselbe zurück, als ächte Matadors des fröhlichen Volksgeistes, der nicht müde wird, in ihnen seine Helden zu begrüßen.

So sind hier denn nun die *Dii majorum gentium*, aber auch der Kultus der *Minoren* ist ein lebendiger und ausgebreiteter. *Fahrbach*, *Ballin*, *Rumex* u. m. A. sind Namen voll guten Klanges, ihre Kompositionen beliebt und populär, ihre Orchester wohl erzogen. Der Bedarf an tüchtigen Musikdirektoren und grandiosen Orchestern ist aber in Wien auch ein so großer, daß der gegenwärtige Etat nur gerade hinreicht, die Tanz- und Musiklokalitäten *par excellence* zu versehen. Hierunter behaupten nun der Sperl und die Birne den ersten Rang; in der That großartige, geschmackvolle, für Winter- und Sommervergnügungen eingerichtete Etablissements, ersteres in der Leopoldstadt, letzteres auf der Landstraße. Wer sich zum fashionablen Publikum Wien's rechnet, entscheidet sich, sey es nun in den Tagen des *Sirius*, oder in der Karnevalsperiode, für Eines der Beiden und darf hoffen, bei vortrefflicher Musik, in heiterer Gesellschaft und an einem wohlbesetzten Tische, sich, nach einem Ausdrucke der Wiener, königlich zu amüsiren. Vor ungefähr einem Jahrzehend war es der prächtige, amphitheatralische und mit allen Sinnenreizen ausgestattete Apollosaal, der, so wie zu seiner Zeit das berühmte, nun fast zur Ruine gewordene Tivoli bei Schönbrunn, Epoche machte und Alles in seinen Räumen sah, was nur immer in Wien Hang zum Vergnügen fühlte und im strahlenden Festempel Apoll's der Freude opfern mochte; aber der Stern des letzteren ist seitdem untergegangen, d. h. der Plafond des enormen Saales soll vor einigen Jahren eingestürzt seyn. Nun hat freilich wieder Apoll seinen Sitz dort aufgeschlagen, allein in einer ganz andern Eigenschaft, nämlich als Lichtbringer oder rundweg gesagt, als Kerzenfabrikant, denn die bekannten Apollkerzen stammen von dorthin. Die lustgewährenden Götter haben jedoch nun ihre Hauptsitze zum Sperl und zur Birne verlegt, auch scheint dafür gesorgt zu seyn, daß sie nicht so bald wieder von dort abweichen (leider ist ein schneller Wechsel, ein zu schnelles Vorübergehen der Glanzperiode der sumtuösesten Etablissements das gewöhnliche Schicksal der letzteren in großen Städten, und hier in Wien mehr noch vielleicht als irgend wo anders), denn die neueste, bedeutende und sehr splendide Erweiterung der Sperllokalitäten, so wie die brillante Wiedereröffnung der nur kurze Zeit geschlossen gewesenen Birnsäle sind eklatante Anzeichen des lebendigsten Bestrebens, die Gunst des gern veränderlichen Publikums so lange als möglich zu fesseln.

Außer diesen Centralpunkten der rauschendsten Freuden existirt aber noch eine erkleckliche Menge von Vergnügungsorten zweiten und dritten Ranges, d. h. solcher, wo musiziert und getanzt wird und in deren Besitz sich die bunte Gesellschaft Wien's theilt, denn wo es Lust und Zerstreuung gilt, da herrscht in Wien vollkommenste Ungelehrtheit und *Egalité*, da ist nichts von engherzigem, sich nur in pedantischer Absonderung gefallen wollendem Kasstengeiste zu verspüren, alle Stände kommunizieren durch das Orakel der Freude frei mit einander, denn wer bei Tanz und Wein und schönen Frauen nicht seiner selbst vergessen kann, ist nimmermehr ein froher Mann; das ist hier ein Lebensaxiom, und es ist etwas Wahres daran. —

(Fortsetzung folgt.)